

Zusammenhang mit einzelnen Episoden, Missverständnissen, Wörtern, die eine symbolische Bedeutung annehmen. Auch mehrsprachige Autoren sprachbiographischer Texte beschreiben das, wie z.B. Luigi Meneghello, der über die „trasporti“, d.h. die Übertragung bestimmter Wörter aus dem Englischen ins Italienische spricht,⁴⁵ oder auch Özdamar, die zeigt, wie Wörter durch Lautassoziationen mit zusätzlichen Bedeutungen aufgeladen werden.⁴⁶

Die Komplexität der Mehrsprachigkeit zeigt sich in empirischen Sprachbiographien häufig darin, dass keine sauberen Geschichten („no tidy stories“⁴⁷) erzählt, aber kommentiert und bewertet werden, so dass die Betroffenen in ihrer sozialen Welt ‚nicht anecken‘. Diese Form von Reduktion und Ordnung findet man in literarischen Sprachbiographien weniger. Dort ist es gerade die innovative Metaphorik, die die statischen Beschreibungen kultureller Komplexität ablösen soll.⁴⁸ Die Titel der Texte der hier zitierten Autoren bilden dafür Beispiele: *Mein Leben ist eine Karawanserei* heißt z.B. der erste Roman von Özdamar. Einer breiter angelegten Einzelstudie bleibt es überlassen, z.B. die Metaphorisierung von Erfahrungen in empirischen Sprachbiographien und den Gebrauch von Metaphern in literarischen Sprachbiographien zu untersuchen.

Sprachbewusstheit und Kulturbewusstheit sind in allen Sprachbiographien aufs Engste verbunden und zeigen die symbolische Praxis der Mehrsprachigen, deren dynamisches Repertoire erhöhten kommunikativen Aufwand mit sich bringen kann und zugleich vermehrte Ausdrucksmöglichkeiten eröffnet.

45 Vgl. Luigi Meneghello: *La materia di Reading e altri reperti*. Milano: Rizzoli 1997; siehe dazu Eva-Maria Thüne: *The measure of English e la misura dell'italiano*. In: Silvia Basso/Antonia De Vita (Hg.): „Del terzo muraro, nulla!“ Luigi Meneghello tra ricerca linguistica ed esperienza politica. Sommacampagna: Cierre 1999, S. 35-54.

46 Vgl. Eva-Maria Thüne: ‚Mundhure‘ und ‚Wortmakler‘. Überlegungen zu Texten von Emine Sevgi Özdamar. In: Fabrizio Cambi (Hg.): *Gedächtnis und Identität. Die deutsche Literatur nach der Vereinigung*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2008, S. 305-319.

47 Vgl. Hu (Anm. 8), S. 11.

48 Ebd.

Brigitta Busch und Thomas Busch (Wien)

Die Sprache davor

Zur Imagination eines Sprechens jenseits gesellschaftlich-nationaler Zuordnungen

1. Einleitung

Ähnlich wie in vielen kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen beginnt biographisch orientierte Forschung im letzten Jahrzehnt auch in der Sprachwissenschaft verstärkt Fuß zu fassen, insbesondere in der Sprachlehr- und lernforschung und der Mehrsprachigkeitsforschung. Im Zuge dessen, was manchmal als ‚interpretative Wende‘ bezeichnet wird, zielt dieser biographische Zugang darauf ab, nicht Sprachen als solche ins Zentrum zu stellen, sondern die sprechenden Menschen, und mit ihnen bislang noch relativ wenig erforschte körperlich-emotionale Dimensionen von Sprache und Sprachlichkeit. Mit dem Begriff *Spracherleben*¹ versuchen wir einen Ansatz zu umreißen, der danach fragt, wie Menschen in mehrsprachigen Lebenszusammenhängen ihre Sprachlichkeit wahrnehmen und bewerten und welche Erfahrungen, Gefühle oder Vorstellungen sie damit verbinden. Oder andersherum gesagt: wie sie sich – gegenüber anderen oder sich selbst – in ihrer Mehrsprachigkeit erfahren, positionieren und darstellen. Nicht eine möglichst ‚wahrheitsgetreue‘ Rekonstruktion des Einzelfalls steht im Vordergrund, sondern das Interesse richtet sich vor allem darauf, welche Beziehungen oder Beziehungsmuster sich in einem gedachten Dreieck erkennen lassen, welches Spracherleben in Bezug zu individuellen Lebensgeschichten einerseits, zu historisch-gesellschaftlichen Konfigurationen andererseits setzt. Unter letzteren fassen wir ein Bündel zusammen, das aus staatlichen oder gesellschaftlichen Zwängen, Machtgefügen, Diskursformationen und Ideologien gebildet wird und manchmal dramatisch und traumatisierend, jedenfalls aber strukturierend auf Denken, Wahrnehmen, Fühlen und Handeln des oder der Einzelnen einwirkt. Demgegenüber verstehen wir lebensgeschichtliche Erzählungen im Einklang mit zentralen Annahmen der aktuellen Biographieforschung² primär als Mittel,

1 Zur Forschungsgruppe *Spracherleben* am Institut für Sprachwissenschaft der Universität Wien siehe www.cis.or.at

2 Einen Überblick darüber gibt Roswitha Breckner: *Migrationserfahrung – Fremdheit – Biographie. Zum Umgang mit polarisierten Welten in Ost-West-Europa*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2005, S. 122 ff.

um (von einem konkreten Hier und Jetzt aus) über lebensgeschichtliche Diskontinuitäten und Brüche hinweg eine Art Kontinuität und Konsistenz herzustellen und im Prozess des Erzählens, Objektivierens, und (Re-)Interpretierens sowohl Entlastung zu suchen als auch eine gewisse Eigenmacht gegenüber dem Erlebten zu gewinnen.

Neben sprachbiographischen Interviews, Tagebüchern und anderen empirisch erhobenen Daten werden in der Sprachwissenschaft auch autobiographisch geprägte literarische Texte herangezogen,³ um so unterschiedliche Phänomene zu beleuchten wie das Aufwachsen mit mehr als einer Sprache, an Sprache gekoppelte Identitätszuschreibungen oder Identitätsentwürfe, erzwungenen oder freiwilligen Sprachwechsel, Sprachblockaden, Sprachverlust oder Valorisierung sprachlicher Ressourcen. Literarische Zeugnisse heranzuziehen ist insofern naheliegend, als metasprachliche Reflexionen, häufig auch das Nachdenken über die eigene Sprachlichkeit und deren Bedingtheit, Teil eines schriftstellerischen Selbstverständnisses sind.⁴ Beispielhaft sei hier auf zwei sprachwissenschaftliche Publikationen verwiesen, die sich vorwiegend oder doch zu einem wichtigen Teil auf literarische Texte als Ausgangsmaterial stützen: *The Multilingual Subject*⁵ der in Berkeley lehrenden Sprachlernforscherin Claire Kramsch, die sich in Anlehnung an Julia Kristeva mit sprachlichen Wunschvorstellungen (*language desire*) befasst, und das Buch *Mehrsprachigkeit und Biographie*⁶ von Simone Hein-Khatib, das auf einer Gegenüberstellung sprachbiographischer Texte der Schriftsteller Peter Weiss und Georges-Arthur Goldschmidt basiert. In eine ähnliche Richtung zielt die von uns unter dem Titel *Mitten durch meine Zunge* herausgegebene Sammlung literarischer Texte,⁷ aus denen wir im Folgenden Passagen mehrerer Autorinnen und Autoren herausgreifen, um verschiedene Ausformungen eines Erzählmotivs zu betrachten, auf das wir zunächst in nicht-literarischen sprachbiographischen Erzählungen gestoßen sind und das uns später in einer Anzahl literarischer Texte

in poetisch übersetzter, verdichteter Gestalt wieder begegnet ist. Wir nennen es ‚präbabylonische Sprachphantasie‘.

Bevor wir uns dieser Frage zuwenden, scheint es, da wir gewissermaßen fachfremdes Terrain betreten, angebracht, ein paar Bemerkungen vorzuschicken, was, um es bewusst unschön zu formulieren, die Verwendung literarischer Texte als linguistisches Datenmaterial betrifft. Zunächst einmal ziehen wir anders als Philippe Lejeune, der die Identität von Autor, Erzähler und Protagonist (*personnage*) als Voraussetzung einer dem *Pacte autobiographique* zugrundeliegenden textimmanenten Wahrheit gesehen hat,⁸ gerade diese Einheit in Zweifel. Jedes dieser ‚Ichs‘ ist in einen anderen Kontext eingeschrieben, jedes, so könnte man in Anlehnung an Jacques Derrida formulieren, entsteht durch Transposition aus einem bestehenden in einen neuen Text. Gerade aufgrund dieser auf Differenz beruhenden Intertextualität plädiert Derrida für eine Rehabilitierung des schriftlichen Textes gegenüber dem von der Sprachwissenschaft lange bevorzugten mündlichen Sprechen:

Diese Verkettung, dieses Gewebe ist der Text, welcher nur aus der Transformation eines anderen Textes hervorgeht. Es gibt nichts, weder in den Elementen noch im System, das irgendwann oder irgendwo einfach anwesend oder abwesend wäre. Es gibt durch und durch nur Differenzen und Spuren von Differenzen.⁹

Insofern widersetzt sich der literarische Text einer linearen Auslegung, die von einem Bezeichnenden auf ein Bezeichnetes schließen möchte, von einem Gesagten auf ein Gemeintes, von einem zum Ausdruck Gebrachten auf eine innere Wahrheit. Indem die poetische Sprache einen Raum der Heterogenität, Mehrstimmigkeit und Vieldeutigkeit öffnet,¹⁰ entzieht sie sich, worauf wir noch zurückkommen werden, einem ausschließlich kognitiven Zugriff.

3 Auf eine Anzahl von auf *language memoirs* basierenden linguistischen Arbeiten verweist Aneta Pavlenko: *Authobiographic Narratives as Data in Applied Linguistics*. In: *Applied Linguistics* 28 (2007), S. 163-188.

4 Wichtige Impulse beziehen wir auch aus der literaturwissenschaftlichen Beschäftigung mit Phänomenen der Mehrsprachigkeit, insbesondere von Steven G. Kellman: *The Translingual Imagination*. Lincoln: University of Nebraska Press 2000.

5 Claire Kramsch: *The Multilingual Subject*. Oxford: Oxford University Press 2009.

6 Simone Hein-Khatib: *Mehrsprachigkeit und Biographie*. Zum Sprach-Erleben der Schriftsteller Peter Weiss und Georges-Arthur Goldschmidt. Tübingen: Gunter Narr 2007.

7 Brigitta Busch/Thomas Busch (Hg.): *Mitten durch meine Zunge*. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimoğlu. Klagenfurt/Celovec: Drava 2008.

8 Philippe Lejeune: *Le pacte autobiographique*. (Nouvelle édition augmentée). Paris: Seuil 1996 [1975], S. 15.

9 Jacques Derrida: *Semiotique und Grammatologie*. Gespräch mit Julia Kristeva. In: J. D.: *Positionen*. Wien: Passagen 2009, S. 39-61, hier S. 50.

10 Vgl. Julia Kristeva: *From One Identity to an Other*. In: J. K.: *The Portable Kristeva*. Updated Edition. Ed. by Kelly Oliver. New York: Columbia University Press, S. 91-115.

2. „Wörter aus vier Sprachen flogen uns zu“

Mehr als fünfzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs verfasste der aus Czernowitz gebürtige, in Israel lebende Schriftsteller Aharon Appelfeld einen autobiographischen Roman, der auf Deutsch unter dem Titel *Geschichte eines Lebens* erschien.¹¹ Einige Stationen, die Appelfelds von dramatischen Brüchen gekennzeichnete Lebensgeschichte umreißen, sind die Kindheit in der Bukowina, der Ausbruch des Krieges, das Leben im Ghetto, die Ermordung der Mutter, die Deportation ins Konzentrationslager, die Trennung vom Vater durch die Flucht aus dem Lager, nach der sich das Kind jahrelang allein im Wald oder bei ukrainischen Bauern versteckt hält, die Einwanderung nach Palästina, das Bemühen, im Land Fuß zu fassen, der Weg zum Schreiben. Sprachbiographische Erinnerungen und Reflexionen ziehen sich durch das ganze Buch. Schon in der Bukowina sind für das Kind viele Sprachen präsent: Deutsch, die Sprache, in der seine kosmopolitisch orientierten Eltern mit ihm reden; das Jiddisch der Großeltern und das Hebräische, das er hört, als er mit dem Großvater in die Synagoge geht; Ukrainisch oder Ruthenisch, das er von den Dienstmädchen annimmt und das ihm später auf seiner Flucht als ‚Tarnsprache‘ dient. Früh lernt er, wie Identitätszuschreibungen mit Sprachen verknüpft sind, wie man sich durch Sprache verraten kann. Als er zusammen mit anderen Waisenkindern in Palästina ankommt, hat er das Verstummen, das er sich auf der Flucht angeeignet hat, als Strategie verinnerlicht.

An diese Stelle der Chronologie, die zugleich die Mitte des Buches markiert, setzt Appelfeld ein Kapitel,¹² in dem er sich intensiv mit seiner Sprachbiographie auseinandersetzt – den Blick zuerst in die Kindheit zurückwerfend, dann nach vorne richtend, auf jenen langwierigen und schmerzhaften Prozess, der vor ihm liegt und an dessen Ende die Aussöhnung mit dem Hebräischen stehen wird, das ihm zur Sprache seines Schreibens wird. Ausgangspunkt ist ein Tagebuch aus dem Jahr 1946, das der Autor erst Jahrzehnte später wieder in die Hand zu nehmen wagt: ein kaum zu entzifferndes Wirrwarr deutscher, jiddischer, hebräischer, rumänischer Wörter, das ihm die Sprachlosigkeit des damals Vierzehnjährigen im Einwanderungslager vor Augen

führt. Ein Jugendlicher, von dem erwartet wird, dass er alles, was ihn an seine Vergangenheit erinnert, hinter sich lässt. „Wer seine Muttersprache benutzte, wurde gescholten, bloßgestellt und manchmal auch geächtet.“ (S. 28) Trotz aller gegenteiliger Bemühungen stellt er fest, dass ihm die Sprache seiner Mutter immer mehr verloren geht. „Die Sprache meiner Mutter und meine Mutter wurden eins. Als nun ihre Sprache in mir verlösch, spürte ich, dass meine Mutter ein zweites Mal starb.“ (S. 29) Umso mehr hasst er jene, die ihm das Hebräische aufzwingen, eine Sprache, so empfindet er es zu diesem Zeitpunkt, „in der man nicht leise reden kann, eine Soldatensprache.“ (S. 28) Er reagiert mit Stottern und Stummheit. „Die Vielredner unter uns wurden noch lauter, und die in sich Gekehrten verschluckten ihre Stimme. Ohne Muttersprache ist der Mensch verstümmelt.“ (S. 27) An diesem Punkt also, wo ihm mit aller Deutlichkeit bewusst wird, was es heißt, keine Sprache zu haben, kehrt er in Gedanken in die Bukowina seiner Kindheit zurück und entwirft sie als eine durch Sprache konstituierte Gegenwart zur Sprachlosigkeit des Vierzehnjährigen:

Die Sprache meiner Mutter war Deutsch. Meine Mutter liebte diese Sprache und pflegte sie. Die Wörter hatten in ihrem Mund eine Klarheit, als erklangen sie aus einem exotischen Glasglöckchen. Großmutter sprach Jiddisch, und das hatte einen anderen Klang, besser gesagt einen anderen Geschmack, denn es erinnerte mich immer an Kompott aus Trockenpflaumen. [...] Vier Sprachen umgaben uns, lebten in uns auf merkwürdige Weise zusammen und ergänzten sich. Wenn du deutsch sprachst und dir ein Wort, ein Ausdruck oder eine Redensart nicht einfiel, behelfst du dich mit Jiddisch oder Ruthenisch. Vergeblich versuchten meine Eltern, mein Deutsch rein zu halten. Die Wörter aus den uns umgebenden vier Sprachen flogen uns zu, ohne dass wir es merkten, und bildeten ein Sprachengemisch, das ungeheuer reich an Schattierungen, Gegensätzen, Humor und Ironie war. In dieser Sprache gab es viel Raum für Empfindungen, feinste Gefühlsnuancen, für Phantasie und Erinnerung. Heute leben diese Sprachen nicht mehr in mir, doch ich spüre ihre Wurzeln. Manchmal genügt ein einziges Wort, um wie mit einem Zauberspruch Bilder, ja Szenen wachzurufen. (S. 27f.)

Als Motiv lässt sich hier die Sehnsucht nach einer in die Kindheit projizierten Sprache der Geborgenheit und Vertrautheit erkennen, eben das, was wir als präbabilonische Sprachphantasie bezeichnen: Alle Sprachen, in denen das Kind aufgehoben ist, werden zu einer, einem

11 Aharon Appelfeld: *Geschichte eines Lebens*. Aus dem Hebräischen von Anne Birkenhauer. Berlin: Rowohlt 2005.

12 Im Folgenden zitiert aus: Aharon Appelfeld: *Geschichte eines Lebens*. In: Brigitta Busch/Thomas Busch (Anm. 7), S. 26–36. In der Folge wird aus diesem Text mit einfacher Seitenzahl zitiert.

polyphonen Sprechen, das Raum für feinste Gefühlsnuancen bietet, mit dem sich alles sagen lässt und das auch dann noch auf wundersame Weise untergründig fortwirkt, wenn einem diese Sprachen längst abhanden gekommen sind. Eine solche Sprache des universellen Verstehens und des ursprünglichen Eins-Seins mit sich selbst und mit der Umwelt aber lässt sich nur von einem Entgegengesetzten her denken: wenn einer Sprache – oder das ‚richtige‘ Sprechen – nicht ‚wie selbstverständlich‘ zur Verfügung steht. Das Paradies, so scheint es, ist immer ein schon verlorenes, eine utopische Gegenwelt zur real existierenden.

3. Rekonstruktion vom Ende her

Biographische Narrative werden in verschiedener Weise verstanden: als Rekonstruktion von Realität – wie es war; als Rekonstruktion subjektiven Erlebens – wie es erlebt wurde und erinnert wird; als situativ in der Interaktion beziehungsweise einem narrativen Kontext vorgenommene Positionierung gegenüber erinnertem Erleben. In diesem letzten Verständnis wird nicht nur danach gefragt, was erinnert oder erzählt wird und was nicht, sondern auch, wodurch die Erzählung ausgelöst und vorangetrieben wird, wie einzelne Sequenzen gewichtet und zueinander in Beziehung gesetzt werden oder welche sprachlichen und nonverbalen Realisierungsmittel zum Einsatz kommen. „Der interpretative Charakter des Erzählens hängt damit zusammen, dass vom Ende her erzählt wird“, schreibt Elisabeth Gülich:¹³ Der Erzähler kennt den Ausgang der Geschichte, er kann „auf einen Interpretationsrahmen zurückgreifen, der ihm nicht zur Verfügung stand, als die Ereignisse, die er erzählt, geschahen.“ Erst vom Ende her sei zu erkennen, dass und wann eine Geschichte angefangen hat, sagt Gülich und zitiert dazu Jean-Paul Sartre:

Les événements se produisent dans un sens et nous les racontons en sens inverse. On a l'aire de débiter par le commencement [...]. Et en réalité c'est par la fin qu'on a commencé. Elle est là, invisible et présente, c'est elle qui donne à ces quelques mots la pompe et la valeur d'un commencement.¹⁴

13 Elisabeth Gülich: Mündliches Erzählen: narrative und szenische Rekonstruktion. In: Sylke Lubs/Louis Jonker/Andreas Ruwe/Uwe Weise (Hg.): Behutsames Lesen. Alttestamentliche Exegese im interdisziplinären Methodendiskurs. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2007, S. 35-62, hier S. 58.

14 Jean-Paul Sartre: La Nausée. Paris: Gallimard 1938, S. 62; zit. nach Gülich 2007, S. 58.

Durch das Erzählen wird als disparat und heterogen Erlebtes zu einer ‚kognitiven Geschichte‘ integriert: Ereignisse und Erlebnisse finden als Sequenzen ‚ihren Platz‘ innerhalb einer Erzählung, sei es, indem sie zu anderen in ein Verhältnis von Ursache und Wirkung gesetzt werden, sei es, indem sie als auf andere verweisend oder andere erklärend gedeutet werden. Da das Erzählen jeweils sich ändernden ‚Erfordernissen‘ gerecht werden muss, ist der Prozess des Interpretierens und Re-Interpretierens, in dessen Verlauf ein Text in einen neuen übertragen wird, nie abgeschlossen. Vor allem ab der Neuzeit hat sich das autobiographische Schreiben als eine ‚Technik des Selbst‘,¹⁵ mittels derer sich die diachrone Kontinuität und synchrone Kohärenz einer Lebensgeschichte herstellen lässt, zunehmend als eigenständiges Genre etabliert. Es weist eine Anzahl charakteristischer Elemente auf wie das narrative Gerüst von Vorgeschichte, Verwicklung und Auflösung, Motive wie Prüfung und Katharsis, Wandlungen wie die vom Erleiden zum Handeln. Damit können autobiographische Erzählmuster als Variation narrativer Grundmuster verstanden werden, wie sie zuerst im Anschluss an Wladimir Jakowlewitsch Propp im russischen Formalismus oder im Anschluss an Sigmund Freud, beispielsweise von Otto Rank oder Carl Gustav Jung, aus psychoanalytischer Warte beschrieben wurden.¹⁶ Die an das Genre des autobiographischen Erzählens und Schreibens geknüpften Erwartungen sind als Folie selbst dann wirksam, wenn sie bewusst unterlaufen werden.

Die Frage, die sich in unserem Zusammenhang stellt, ist, um es im Propp'schen Vokabular zu sagen, welche ‚Funktion‘ die narrative Einheit (das ‚Narratem‘) der präbabylonischen Phantasie innehat – oder in anderen Worten: in welche Beziehungen solche Vorstellungen einer ursprünglichen Sprache des universellen Verstehens zu lebensgeschichtlichen oder zeitgeschichtlichen Momenten und Erfahrungen gesetzt werden. Anhaltspunkte lassen sich bereits aus den wiedergegebenen Textstellen von Aharon Appelfeld gewinnen, so die Konstruktion des Vor-Babylonischen *ex negativo*, aus dem Erfahrungswissen um die bereits eingetretene babylonische Sprachverwirrung. Wir wählen im Folgenden einige Beispiele aus Texten anderer Autorinnen und Autoren aus, um das, worum es uns geht, näher zu beleuchten.

15 Michel Foucault: Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2007, S. 289.

16 Vgl. Marcos Lopes: L'analyse du récit d'après Freud et Propp. In: Degrés 114-115 (2003), d1-d32.

4. Das nächtliche Gedächtnis des Körpers

In vielen Fällen wird die Erfahrung eines ursprünglichen Vertrauens in die kommunikative Macht von Sprache mit der oder den Erstsprachen der frühen Kindheit verknüpft, allerdings weniger auf eine bestimmte Sprache bezogen als auf eine bestimmte Dimension, die nur als Nachhall fortwirkt. Die polyglotte Schriftstellerin und Übersetzerin Ilma Rakusa stellt es so dar:

Das Ungarische, meine erste und – ja – Mutter-Sprache, ist häuslich und kindheitlich, eine Küchen-, Katzen- und Kindersprache, affektiv, unmittelbar, zärtlich und unerwachsen. Es ist mein franziskanisches Idiom beim Reden mit Vögeln, es ist die Märchen- und Gutenachtgeschichtensprache, die Sprache der Kosenamen und liebevollen kleinen Flüche. [...] Manches trennt das Ungarische von den späteren Sprachen, denn zwischen Ungarisch und dem ‚Rest‘ liegt die Vertreibung aus dem Paradies der Kindheit.¹⁷

Interessant ist die Beobachtung, dass Kinder, mit denen wir sprachbiographisch gearbeitet haben, Tiersprachen – genannt werden Tiere in der Natur, Haustiere oder Plüschtiere – sehr oft ihrem Sprachrepertoire zurechnen. Sprechende Tiere oder das Sprechen mit Tieren treten als Motiv auch bei Aharon Appelfeld auf, und zwar an zwei Stellen: das erste Mal, als das Kind auf einem ukrainischen Bauernhof Zuflucht findet und, im Glauben es sei unbeobachtet, mit den Tieren in der verräterischen Sprache seiner Mutter spricht; das andere Mal, während des Aufenthalts im Einwanderungslager, in Gestalt eines Traums:

Im Schlaf zog ich mit Kolonnen von Flüchtlingen herum, alle stotterten, und nur die Tiere, die Pferde, Kühe und Hunde am Wegrand, sprachen ihre Sprache fließend, als hätte sich alles verkehrt.¹⁸

Georges-Arthur Goldschmidt verbindet die Dimension einer Sehnsuchtsprache mit dem lange Zeit verschütteten Deutsch seiner Kindheit. Während seine Eltern ins Konzentrationslager deportiert wurden, überlebte er als Kind, das seine Herkunft und Muttersprache

verleugnen musste, in Frankreich. In *Der Stoff des Schreibens*, das über weite Strecken dem Erleben des eigenen Bilingualismus gewidmet ist, schreibt Goldschmidt:

Mit zehn Jahren ist man im Vollbesitz der Muttersprache, man erlebt sie in den Wesen, die einen umgeben, man nimmt sie mit dem ganzen Körper auf, man ist von ihr bis ins Innerste durchdrungen. Die Muttersprache hat dem Selbst Konsistenz verliehen: und, merkwürdige Angelegenheit, ihre Klarheit, ihre Beredsamkeit machen sie stumm: es gibt nur eine Weise, über sie zu sprechen, nämlich, indem man sie spricht. Sie vermag nichts über sich in einer anderen Sprache zu sagen, es sei denn, sie beschreibt sich. Die Klangfarbe der Stimmen, der Wind, das Haus, der Garten, die Wege oder die Schule sind Sedimente des Selbst-Seins; die Sprache, das ist der Zug, der in der Stille des Abends hoch auf Rädern fährt, vor dem Hintergrund der untergehenden Sonne, es sind die schwarzweißen Schranken des Bahnübergangs mitten im Wald, die Sprache, das ist die Hand des Vaters, die fester die des Kindes umschließt beim Vorüberziehen des Schattens, die Muttersprache, sie hat sogar ein Wort dafür, rascheln*, das sind die dichten Lagen welker Blätter, welche die Schritte durchwühlen und als braun und feucht umdrehen, das sind die Äpfel mit fauligen Stellen, die man auf dem hölzernen Trockengestell aus dem Keller sortiert, und die Sprache, das sind auch der Struwwelpeter* und die Grimmschen Märchen und das Gruseln*, das sie begleitet, diese angenehme Angst, die einem den Rücken herunterläuft, wenn man sie einem am Abend vorliest. Die Sprache, das ist die Reibung der Lederschürze der Kutscher oder der Geruch vom angesengten Huf der Pferde, die man beschlägt.¹⁹

Hervorzuheben wäre zunächst, wie sehr sich Sprache hier mit Orten, Klängen, Geräuschen, Stimmungen, körperlicher Berührung, Gefühlen, Farben und Gerüchen verbindet, eine Assoziation von Sprache und Sinneseindrücken, wie sie auch bei Appelfeld zu finden war. Als weitere Parallele könnten die wiederholten unpersönlichen Formulierungen genannt werden, die Goldschmidt wählt, als gehe es darum, Distanz gegenüber einer möglichen emotionalen Überwältigung zu halten – ein Phänomen, das sich in auffallend vielen Texten, die frühe sprachliche Erinnerungen thematisieren, nachweisen lässt. Und schließlich wäre festzuhalten, wie Goldschmidt, was er Muttersprache

17 Ilma Rakusa: Zur Sprache gehen. In: Brigitta Busch/Thomas Busch (Anm. 7), S. 215-218, hier S. 215.

18 Aharon Appelfeld (Anm. 12), S. 29.

19 Georges-Arthur Goldschmidt: *Der Stoff des Schreibens*. Berlin: Matthes & Seitz 2005, S. 137 f. Die mit * markierten Wörter sind auch im französischen Original deutsch.

nennt, definiert: Sie verleiht dem Selbst Konsistenz, aber gerade weil sie in den Körper eingeht („man nimmt sie mit dem ganzen Körper auf“), lässt sie sich nicht objektivieren; man kann sie sprechen, aber nicht über sie sprechen.

An die körperliche Dimension der ‚Sprache davor‘ appelliert in einer dem Buch *Fremde sind wir uns selbst* vorangestellten „Toccata und Fuge für den Fremden“ auch Julia Kristeva, wiederum aus der Erfahrung von deren Verlust, wiederum in einer depersonalisierten Form. Und wie schon bei Aharon Appelfeld finden wir auch hier ein fast magisches Fortwirken der abhanden gekommenen, unnütz gewordenen Sprache:

Nicht seine Muttersprache sprechen. In Klängen, Logiken leben, die von dem nächtlichen Gedächtnis des Körpers, dem bittersüßen Schlaf der Kindheit abgeschnitten sind. Sie in sich tragen wie eine geheime Gruft oder wie ein behindertes Kind, geliebt und unnütz – diese Sprache von einst, die verblaßt, aber euch nie verläßt.²⁰

Nicht immer aber ist es eine Erstsprache, mit der sich Gefühle am besten ausdrücken lassen. Manchmal, auch darauf weist Kristeva in ihrer „Toccata und Fuge“ hin, scheint das in einer anderen, später hinzugekommenen, die weniger mit Tabus belegt ist, sogar leichter zu sein. Sehr deutlich bringt das der aus Polen stammende, als Kind nach Österreich eingewanderte Radek Knapp zum Ausdruck:

Hier [in Österreich] aber hatte ich plötzlich alle Hemmungen abgelegt, denn ich verstand und fühlte nicht so genau wie in meiner Muttersprache, folglich schämte ich mich in der neuen Sprache auch nicht, meine ganz persönlichen Erlebnisse niederzuschreiben, ja diese dann sogar vor der gesamten Klasse laut vorzulesen. [...] Ich habe in der Fremde eine Sprache gefunden, die mir auf den Leib geschnitten ist. Ich werde sie zwar nie so gut beherrschen wie meine Muttersprache, aber ich werde sie immer dann benutzen, wenn von meinen Gefühlen die Rede sein wird.²¹

Immer wieder lesen wir auch davon, dass eine Kindheitssprache mehr oder weniger bewusst abgelegt wird – sei es, weil sie im Verlauf des Aufwachsens als zu einengend empfunden wird, sei es dass man sich

ihrer aus anderen Gründen entledigen will. In ihrem eingangs genannten Buch über Mehrsprachigkeit und Biographie zitiert Simone Hein-Khatib aus der in französischer Sprache publizierte Autobiographie des in Wien als Gerhard Hirsch geborenen französischen Philosophen und Publizisten André Gorz. Auch diese Biographie hat ihren zeitgeschichtlichen Hintergrund: 1930 konvertiert der Vater angesichts des wachsenden Antisemitismus zum katholischen Glauben der Mutter, auf deren Betreiben der Sohn zu Kriegsbeginn in die französischsprachige Schweiz geht. Über seinen Wechsel von der deutschen ‚Mutter‘-Sprache zum Französischen schreibt André Gorz:

Die Sprache [...] war das ausschließliche Eigentum der Mutter. Sie herrschte über die Wörter, um durch weitschweifige Reden über die Menschen zu herrschen, Reden, die wie Kleister die verwirrten Gesprächspartner lähmten. Die Sprache war ihr Reich, und *sagen* hieß, in dieses einbrechen und augenblicklich unter ihre Gerichtsbarkeit fallen. [...] die Sprache war eine furchtbare Falle. Kein ‚Ich‘ war ihm geboten, das er hätte übernehmen können. Er musste sich Mühe geben und sich Zwang antun, ein Anderer zu werden, um der Situation nur ein klein wenig gewachsen zu sein. [...] seine Verbissenheit, die Sprache zu wechseln (einen deutschen Vorstadtjargon zu sprechen, bevor er sich zum Französischen bekehrte), um sich der *Muttersprache* zu entledigen [...]; seine Vorliebe für die Fremdsprachen, die es ihm im Ausland erlaubten, andere mit Wörtern abzuspeisen, bei denen klar war, dass sie ihm nicht gehörten und also nur eine Münze waren, die seine Person nicht verpflichteten [...].²²

Ähnlich wie bei Radek Knapp wird der Umstand, dass die Wörter in der neuen Sprache nicht mit komplexen, an die eigene Person oder eine enge Bezugsperson gebundenen Bedeutungen aufgeladen sind, hier als Befreiung erlebt. Von einer „spät eingepflanzten Muttersprache“ dagegen spricht Elias Canetti in *Die gerettete Zunge*, dem ersten Buch seiner autobiographischen Trilogie: Deutsch ist die Sprache der Vertrautheit zwischen dem Vater und der Mutter, aus der das mit Spaniolisch und Rumänisch aufwachsende Kind zunächst ausgeschlossen bleibt (oder an der es nur heimlich teilhat). Als sich der Vater von seiner Frau abwendet und bald danach stirbt, setzt sie den

20 Julia Kristeva: *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt a. M.: Edition Suhrkamp 1990, S. 24.

21 Radek Knapp: *Kurze Geschichte meiner Sprache*. In: Brigitta Busch/Thomas Busch (Anm. 7), S. 145-146, hier S. 145 f.

22 André Gorz: *Der Verräter*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1980, S. 281-285, zit. nach Simone Hein-Khatib: *Mehrsprachigkeit und Biographie*. Zum Sprach-Erleben der Schriftsteller Peter Weiss und Georges-Arthur Goldschmidt. Tübingen: Gunter Narr 2007, S. 16. Hervorhebungen im Original.

Sohn, so nimmt es Canetti wahr, an die Stelle des verlorenen Mannes. Geradezu verbissen bringt sie dem Kind in der frankophonen Umgebung des Genfersees die deutsche Sprache bei.

So zwang sie mich in kürzester Zeit zu einer Leistung, die über die Kräfte jedes Kindes ging, und daß es ihr gelang, hat die tiefere Natur meines Deutsch bestimmt, es war eine spät und unter wahrhaftigen Schmerzen eingepflanzte Muttersprache. Bei diesen Schmerzen war es nicht geblieben, gleich danach erfolgte eine Periode des Glücks, und das hat mich unlösbar an diese Sprache gebunden. [...] Sie [die Mutter] duldet keineswegs, daß ich die anderen Sprachen aufgab, Bildung bestand für sie in den Literaturen aller Sprachen, die sie kannte, aber die Sprache unserer Liebe – und was war es für eine Liebe! – wurde Deutsch.²³

Der schillernde, in seiner Bedeutung vage und sehr unterschiedlich verwendete Begriff ‚Muttersprache‘ wird von Canetti an dieser Stelle (im diametralen Gegensatz zu André Gorz) als die Sprache einer inigen Beziehung des Heranwachsenden mit der Mutter definiert. Im Folgenden werden wir zwei Textstellen anführen, in denen es in der einen oder anderen Weise um eine weitere Variation unseres Grundthemas geht, die man als Motiv der ‚fehlenden Muttersprache‘ bezeichnen könnte, als das Empfinden, gewissermaßen in eine Fremdsprache hineingeboren zu sein. Die erste Stelle entstammt einem Tagebucheintrag Franz Kafkas aus dem Jahr 1911. Es ist die Zeit, in der er sich intensiv mit dem aus der Familie verdrängten und von ihm als ‚Jargon‘ bezeichneten Jiddisch zu beschäftigen beginnt.

Gestern fiel mir ein, daß ich die Mutter nur deshalb nicht immer so geliebt habe, wie sie es verdiente und wie ich es könnte, weil mich die deutsche Sprache daran gehindert hat. Die jüdische Mutter ist keine ‚Mutter‘; die Mutterbezeichnung macht sie ein wenig komisch [...], wir geben einer jüdischen Frau den Namen deutsche Mutter, vergessen aber den Widerspruch, der desto schwerer sich ins Gefühl einsenkt. ‚Mutter‘ ist für den Juden besonders deutsch, es enthält unbewußt neben dem christlichen Glanz auch christliche Kälte, die mit Mutter benannte jüdische Frau wird daher nicht nur komisch, sondern fremd.²⁴

Die zur Familiensprache gewordene deutsche Sprache macht ihm die Mutter fremd, rückt sie von ihm weg, als ob sich etwas zwischen sie und ihn schieben würde, was ihn daran hindert, sie vorbehaltlos zu lieben. Vielleicht wird gerade in der Erfahrung eines Abwesenden am deutlichsten, worauf sich die Sehnsucht nach einer ‚Sprache davor‘ richtet. *Die Einsprachigkeit des Anderen oder die Prothese des Ursprungs* nennt Jacques Derrida eine sprachphilosophische Schrift, in der er an seinem Fall, dem eines Kindes jüdisch-algerischer Eltern, die Wirkungsweisen sprachlicher Assimilation und kolonialer Sprachverdrängung, die Vereinnahmung durch und die Ausgrenzung aus Sprache paradigmatisch abhandelt. Vor dem politisch-historischen Hintergrund jenes staatlichen Aktes, mit dem den algerischen Juden die zuvor kollektiv verliehene französische Staatsbürgerschaft von der Vichy-Regierung kollektiv aberkannt wurde, umschreibt Derrida sein komplexes Verhältnis zur französischen Sprache eingangs so: „Ich habe nur eine Sprache, und es ist noch nicht einmal meine.“²⁵ Und später:

Der Einsprachler, von dem ich rede, spricht eine Sprache, die ihm entzogen wurde. Es ist nicht seine. Weil er um *jede* Sprache gebracht ist und er keine andere Zuflucht mehr hat – weder das Arabische noch das Berberische, noch das Hebräische, noch irgendeine andere Sprache, die seine Vorfahren gesprochen haben –, weil dieser Einsprachler in gewisser Weise also sprachlos ist (er schreibt vielleicht, weil er sprachlos ist), ist er in die absolute Übersetzung, in eine Übersetzung ohne Ursprungssprache, ohne Ausgangssprache geworfen.²⁶

Das Heimweh nach etwas, das, obwohl es nie da war, als Phantom-schmerz dennoch – und vielleicht umso hartnäckiger – fortwirkt (und das Derrida ironisch als Ursprungsprothese bezeichnet), nimmt er als Ausgangspunkt für seine Überlegungen zur „Sprache vor der Erstsprache“, auf die wir im letzten Teil des Beitrags zurückkommen wollen.

23 Elias Canetti: Die gerettete Zunge. In: Brigitta Busch/Thomas Busch (Anm. 7), S. 62-69, hier S. 69.

24 Franz Kafka: Tagebuchaufzeichnung. In: Brigitta Busch/Thomas Busch (Anm. 7), S. 139-140, hier S. 139f.

25 Jacques Derrida: Die Einsprachigkeit des Anderen oder die Prothese des Ursprungs. In: Anselm Haverkamp (Hg.): Die Sprache der Anderen. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1997, S. 15-41, hier S. 15.

26 Ebd., S. 34.

5. Das Objekt der Sehnsucht

Wir versuchen, aus den angeführten Texten heraus zusammenzufassen: In biographischen Narrativen (im gegenständlichen Fall solchen mit literarischem Charakter), in denen Mehrsprachigkeit ein Thema ist, lässt sich häufig eine spezifische Form des Spracherlebens beobachten. Evoziert wird eine meist verlorene, mit der Kindheit assoziierte Sprache, in einigen Fällen auch eine *a priori* als abwesend erfahrene. Eher als um eine bestimmte Sprache handelt es sich um das Evozieren eines Sprechens, das eine Art Erinnerungs-, Möglichkeits- oder Phantasieraum bildet und durch eine Reihe von Merkmalen charakterisiert werden kann, die von verschiedenen Erzählenden in jeweils unterschiedlichen Kombinationen angeführt werden:

- es erzeugt eine symbiotische Nähe (bis hin zur Distanzlosigkeit) zu signifikanten Anderen, häufig, aber nicht immer, in Gestalt der Mutter
- es befähigt zu Verständigung in einem allumfassenden Sinn, überwindet sprachliche Barrieren und soziale Hierarchien ebenso wie die Kluft zwischen Mensch und Tier
- es bildet einen Bestandteil des eigenen Körpers, es konstituiert das Selbst
- es ist selbstverständlich, nicht zu hinterfragen und verweigert sich dadurch einem objektivierenden metasprachlichen Diskurs
- es schafft Bedeutung durch ein unregelmäßiges Zusammenspiel von Lauten, Klängen, Bildern, Gerüchen, Farben, Berührungen, Gefühlen
- es unterläuft so nicht nur die scheinbar festgefügte Verbindung von Signifikant und Signifikat, sondern auch die durch Lexik, Syntax und Pragmatik gesetzten Grenzen des Erlaubten
- obwohl dem Vergessen anheimgefallen, wirkt es auf wundersame Weise bis in die Gegenwart, ein einziges Wort vermag eine ganze versunkene Welt herbeizuzaubern

Prinzipiell kann man sich solchen Vorstellungen von Sprachlichkeit, die wir als ‚präbabylonisch‘ bezeichnet haben, von zwei Seiten her annähern, die beide das sprechende Subjekt in den Mittelpunkt stellen: einmal als körperlich-psychisch, das andere Mal als historisch-gesellschaftlich konstituiertes. Dass diese zwei Dimensionen konzeptuell nicht voneinander zu trennen sind, wird unter anderem durch Pierre

Bourdieu's Studien zu Habitus und Feld nahegelegt. Sprache gehört in gleichem Maß beiden ‚Sphären‘ an, gerade durch sie werden ‚Subjekt‘ und ‚Struktur‘ miteinander verknüpft. Dessen ungeachtet wollen wir das Phänomen probeweise zuerst von der einen, dann von der anderen Seite her in den Blick nehmen und skizzenhaft mögliche Lesearten andeuten.

Versuche, sprachwissenschaftlich-semiotische Ansätze mit psychoanalytisch oder psychotherapeutisch orientierten im Hinblick auf Fragen zu (individueller) Mehrsprachigkeit zu verknüpfen, erfahren in jüngerer Zeit vermehrt Aufmerksamkeit.²⁷ Wir greifen hier vor allem einen Ansatz der Psychoanalytikerin, Linguistin und Philosophin Julia Kristeva auf, die sich einerseits auf den russischen beziehungsweise den Prager Strukturalismus der 1920er- und 30er-Jahre stützt, andererseits auf den psychoanalytisch-strukturalistischen Zugang Jacques Lacans, demzufolge das Unbewusste wie eine Sprache strukturiert ist. Unter Berufung auf Edmund Husserl reklamiert Kristeva den großen Abwesenden in die (Saussure'sche) Sprachwissenschaft zurück:²⁸ das sprechende Subjekt. Dieses sprechende Subjekt begreift sie als ein sprachlich konstituiertes und als ein (mittels Zeichen) Bedeutung und Sinn erzeugendes, als durch Sprache handelndes und durch Sprache gewordenes. Für unsere Fragestellung ist vor allem die Unterscheidung wichtig, die sie zwischen zwei Dimensionen trifft, die sie der Sprache zuweist. Neben die dem Kognitiven zuzuordnende sinnstiftende Verbindung von Bedeutung, Zeichen und Bezeichnetem, die sie als symbolische Funktion bezeichnet, stellt sie eine in der frühkindlichen Entwicklung vorangehende semiotische Dimension, die durch ihre Heterogenität gegenüber Sinn und Bedeutung, durch Unbestimmtheit oder Vieldeutigkeit charakterisiert ist. Diese mit dem Vor- oder Unbewussten, dem Körperlich-Emotionalen verbundene semiotische Dimension, die sie auf das frühkindliche Brabbeln und rhythmische Intonieren zurückführt, ist Kristeva zufolge in jedem Sprechen präsent. Im Besonderen sieht sie es im ‚psychotischen Diskurs‘ hervortreten, der darauf rekurriert, wenn das Subjekt durch den Zerfall der sinngebenden Funktion bedroht ist, aber auch in dem, was sie als ‚poetische Sprache‘ bezeichnet: das spielerisch-

27 Einen Überblick geben u. a. Jacqueline Amati Mehler/Simona Argentieri/Jorge Canestri: Das Babel des Unbewussten. Muttersprache und Fremdsprachen in der Psychoanalyse. Gießen: Psychosozial-Verlag 2010. Weiters: Christiane Winter-Heider: Mutterland Wort: Sprache, Spracherwerb und Identität vor dem Hintergrund von Entwurzelung. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel 2009.

28 Wir beziehen uns hier vor allem auf Julia Kristeva (Anm. 10).

fantasierende Unterlaufen und Außer-Kraft-Setzen der Gerechtigkeit und Genormtheit von Sprache.²⁹

Aus dieser Sicht wären präbabylonische Phantasien, wie sie in den angeführten Textbeispielen zum Ausdruck gebracht werden, an der fließenden Grenze zwischen dem Semiotischen und dem Symbolischen anzusiedeln, ontogenetisch vielleicht in jener Phase, in der sich das Kleinkind zu vergegenwärtigen beginnt, dass der andere ein Anderer ist, wenn erste Wörter, die durch eine Vielzahl von Sinneseindrücken ‚multiakzentual‘ aufgeladen sind, nach und nach eine mit anderen geteilte Bedeutung erfahren und es sich als eigenständiges Subjekt zu begreifen und zu artikulieren lernt. Jacques Hassoun, auch er in Anlehnung an Lacan, umschreibt diese Übergangsphase so:

Was man Muttersprache nennt, wäre also paradoxerweise die Sprache, die obwohl von der Mutter vermittelt, es dem Kind möglich macht, sich von ihr abzugrenzen. Die Sprache ermöglicht ihm, sich an den ‚ersten Anderen‘ – die Mutter – zu wenden; [...] Das, was man mütterliche Sprache nennt, verbindet das kindliche Lallen mit vertrauten oder fremden Wörtern. Diese Wörter, diese Ausdrücke sind damit aufgenommen von der Sprache, in die sie sich einordnen. Sie werden nicht getilgt, sondern wirken in ihr und sind ihr homogen, sie prägen ihren Stil.³⁰

Was davor liegt, nennt Hassoun, der sich in *Schmuggelpfade der Erinnerung* damit auseinandersetzt, was Überlieferung für im Exil Geborene bedeutet, die ‚Sprache des Vergessens‘. Sie ist, sagt er, „Trägerin unserer ältesten, stärksten Gefühle“ – körperlicher Berührungen, unartikulierte Laute, Wörter, die das Kind hört, ohne sie zu verstehen, und die die oder der Erwachsene „in einer sprachlichen Wendung oder einem Gefühlsumschlag“ plötzlich wiederfindet.³¹

Wir treten in die Sprache ein, indem wir uns ihren (phonologischen, syntaktischen, lexikalischen, pragmatischen, diskursiven) Normen, die schon vor uns da waren, unterwerfen. Diese Normativität der Sprache gibt vor, was (unter der Voraussetzung der ‚Normalität‘) sagbar ist und was nicht, sie übt, wie Judith Butler mit Bezug auf Foucault sagt,

29 In der unterschiedlichen Schreibweise Phantasie/Fantasie halten wir uns an die von Julia Kristeva vorgenommene Differenzierung, welche (in Anlehnung an Susan Isaacs) Phantasie dem Unbewussten, Fantasie dem Spielerischen zuordnet.

30 Jacques Hassoun: *Schmuggelpfade der Erinnerung*. Frankfurt a. M.: Stroemfeld Verlag 2002, S. 37.

31 Ebd., S. 35.

eine „produktive“ Zensur aus.³² Aber es bleibt immer ein Rest, eine Sehnsucht nach dem, was vor der Normierung war, nach jener unbestimmten Übergangszone zwischen Nichtsprache und Sprache vor der endgültigen, irreparablen Trennung von *Alter* und *Ego*.

Die Frage ist nun, wodurch eine auf die frühe Kindheit verweisende präbabylonische Phantasie im späteren Leben wieder aufgerufen wird. Die Antwort scheint in der engen Verknüpfung zwischen Sprache und Subjektwerdung begründet zu sein. Eine Krise des Subjekts, wie sie beispielsweise bei schizophrenen oder psychotischen Krisen zum Ausdruck kommt, kann von einer Krise der Sprache in ihrer symbolischen, sinnstiftenden Funktion begleitet werden. Wie viele seiner Zeitgenossen (darunter Gilles Deleuze, Jean-Bertrand Pontalis, Michel Foucault, Paul Auster, Jean-Marie Gustave Le Clézio) hat sich Jacques Hassoun intensiv mit dem erstmals in den 1960er-Jahren in Auszügen veröffentlichten Buch *Le Schizo et les langues* von Louis Wolfson auseinandergesetzt,³³ der sich selbst als *L'étudiant de langues schizophréniques, l'étudiant malade mentalement, l'étudiant d'idiomes dément* bezeichnete. Nicht nur schrieb Wolfson sein Buch, um der englischen Muttersprache auszuweichen und sich vor dem allzu Vertrauten die Ohren zu verschließen, in französischer Sprache, sondern er entwickelte auch eine auf spielerischen Assoziationen im Laut- oder Schriftbild basierende idiosynkratische Sprache mit eigener Syntax und Orthographie, die alle Sprachen, die er sich vor und während seiner Krankheit angeeignet hatte, in sich vereinigte. Um der Krise Herr zu werden, so könnte man es hypothetisch formulieren, greift er auf die ‚vergessene Sprache‘ zurück, mobilisiert eine präbabylonische Fantasiensprache als Ressource des Überlebens.

Krisen des Subjekts können also als Sprachkrisen erlebt werden. Aber es scheint auch umgekehrt zu sein: Lebenssituationen, in denen Sprache aus welchen Gründen immer ihre (an die symbolische Funktion gebundene) Selbstverständlichkeit oder Offensichtlichkeit einbüßt, können als das Subjekt bedrohend erlebt werden. Aharon Appelfeld sagt es, aus der Perspektive des Jugendlichen im Einwanderungslager, auf seine Weise: „Wenn man keine Sprache hat, ist alles Chaos und Durcheinander, und man hat Angst vor Dingen, vor

32 Judith Butler: *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2006, S. 206f.

33 Louis Wolfson: *Le Schizo et les langues*. Préface de Gilles Deleuze. Paris: Gallimard 1970.

denen man sich nicht zu fürchten braucht.“³⁴ Keine Sprache oder zu viele, ließe sich ergänzen, die nicht ‚unter einen Hut‘ zu bringen sind.

Etwas Ähnliches meint Judith Butler, wenn sie sagt, dass die Psychoanalyse den Beginn der Subjektkonstitution zwar in der Kindheit situiert, dass diese primäre Beziehung zum Sprechen, der Eintritt des Subjekts in die Sprache, aber „erneut im Politischen aufgerufen [wird], wenn die Fähigkeit zu sprechen erneut zur Überlebensbedingung für das Subjekt wird“.³⁵ Im folgenden, letzten Teil wird uns die Frage beschäftigen, wie das ‚Politische‘ jenen ursprünglichen Prozess der Subjektivation durch Eintritt in die Normativität der Sprache wieder aufzurufen vermag.

6. Jenseits von Sprachen als ideologische Kategorien

Kehren wir mit Aharon Appelfeld noch einmal zu dem Vierzehnjährigen im Einwanderungslager zurück, von dem er sagt, dass er „keine Sprache hat“, weil ihm „alle Sprachen, die er gekonnt hatte, verloren gegangen waren“.³⁶ Hinter ihm liegt eine Kette traumatischer Ereignisse – die Vertreibung aus der Geborgenheit, die Ermordung der Mutter, die Trennung vom Vater, das Sich-Versteckt-Halten, die jahrelange Flucht. Vor ihm steht die Forderung, die neue Sprache, das Hebräische, anzunehmen und sich selbst in den Dienst der neuen Heimat zu stellen. Während seiner Flucht war ihm die deutsche Sprache etwas Kostbares, das er verstecken musste und aus dem er Kraft zog, das Ukrainische diente ihm als Tarnsprache, das Jiddische als Kommunikationssprache mit Gleichaltrigen auf der Flucht. Erst hier im Lager erlebt er den totalen Kollaps seiner Sprachlichkeit. Auslöser ist die fundamentale Infragestellung seiner sprachlichen Ressourcen, die auf einmal nichts mehr gelten. Je schneller sich die jungen Einwanderer ihrer Herkunft entledigen und in die neue Sprache schlüpfen umso besser. Der junge Aharon erlebt diese Forderung als gravierenden Loyalitätskonflikt. Auf der einen Seite steht die „Sprache der Mutter“, die ihm trotz aller gegenteiligen Bemühungen immer mehr abhanden kommt, auf der anderen steht die neue Sprache, der

er sich, so erlebt er es, zu unterwerfen hat, eine „Soldatensprache“ (S. 31), in der alle Wörter „wie Befehle“ klingen (S. 28).

Was Appelfeld hier schildert, ist die Konstruktion von Sprache als (kollektive) ideologische Kategorie, der die sprechenden Subjekte zugeordnet oder von der sie ausgeschlossen werden. Die Vorstellung von Sprache und Sprachen als Objekte, die einen Namen haben und abzählbar sind, weil sie als klar voneinander geschiedene Kategorien gedacht werden, hat eine lange Geschichte und entfaltet vor allem seit der Herausbildung von Nationalstaaten bis heute eine folgenreiche Wirkungsmacht. So gesehen bilden Sprachen, könnte man mit Louis Althusser sagen,³⁷ Ideologien, die, um als Praxis wirksam zu werden, über ideologische Apparate verfügen müssen. Sie fordern Gefolgschaft und ungeteilte Loyalität von denen, denen sie durch ‚Anrufung‘ erst den Status eines Subjekts verleihen. Im Zentrum dieser Sprach-Ideologie aber steht ein ‚absolut Anderes‘ in Form der als in sich homogenen und unantastbar gedachten ‚reinen‘ Sprache, die den Menschen nur durch Inkarnation zugänglich wird, indem sie als gesprochene (oder geschriebene) menschliche Gestalt annimmt. Appelfelds Darstellung ließe sich aus dieser Sicht als ‚Anrufung‘ durch die neue Sprache interpretieren: als Forderung nach Unterwerfung und zugleich als ein Versprechen, als Subjekt wiedergeboren zu werden. Dieses nochmalige Zum-Subjekt-Werden durch den Eintritt in die neue Sprache verlangt aber auch, sich noch einmal von der Mutter trennen zu müssen, „das Auslöschen der Erinnerung, ein völliges Sich-Verwandeln“.³⁸

Präbabylonische Phantasien scheinen gerade dann an Bedeutung zu gewinnen, wenn Sprache als ideologische, politische Kategorie erfahren wird, als eine Fremdbestimmung, die Macht über das Subjekt beansprucht und es in seinem Handeln einschränkt.³⁹ Zwar spricht man in einem weiteren Sinn immer die Sprache des Anderen (man tritt immer in eine schon vorhandene, normierte Sprache ein), doch als ‚feindliche Macht‘ wird Sprache erst in bestimmten ‚außerordentlichen‘ Situationen erfahren. Präbabylonische Phantasien könnten

34 Aharon Appelfeld (Anm. 12), S. 26.

35 Judith Butler (Anm. 32), S. 212.

36 Aharon Appelfeld (Anm. 12), S. 26.

37 Louis Althusser: *Idéologie et appareils idéologiques d'État* (Notes pour une recherche). Article originalement publié dans la revue *La Pensée* 151 (1970). In: *Ouvrage de Louis Althusser: Position* (1964-1975). Paris: Les Éditions sociales 1976, S. 67-125.

38 Aharon Appelfeld (Anm. 12), S. 36.

39 Vgl. Brigitta Busch: „Wenn ich in der einen Sprache bin, habe ich immer auch die andere im Blick“ – Zum Konnex von Politik und Spracherleben. In: Rudolf de Cillia/Helmut Gruber/Florian Menz u.a. (Hg.): *Diskurs, Politik, Identität. Discourse, politics, identity*. Festschrift für Ruth Wodak. Tübingen: Stauffenburg Verlag (im Druck).

so gesehen nicht nur als Ausdruck der Sehnsucht nach etwas Verlorenem interpretiert werden, sondern auch als Versuch, Handlungsmacht zurückzugewinnen.

Aus soziolinguistischer Perspektive liegt die Relevanz der Fragestellung auf der Hand. Sprachliche ‚Enteignungen‘ sind gesellschaftlich gesehen ein Massenphänomen. Sie treten im Zusammenhang mit Migrations- und Fluchterfahrungen in Erscheinung, besonders dann, wenn im Land der Ankunft ein politischer Diskurs vorherrscht, der eine Quasi-Unterwerfung unter die Staatssprache fordert, Sprachen der Herkunft dagegen als rückwärts gerichtet und unnütz disqualifiziert. In weit größerem Ausmaß geschieht Ähnliches überall dort, wo eine durch Kolonialmächte hinterlassene Hierarchisierung von Sprachen wirksam bleibt, die zu einer diglossischen Situation führt, zu einer Dissoziation von Bildungssprache und Alltagssprache, die der kenianische Schriftsteller Ngũgĩ wa Thiong’o metaphorisch als Trennung des Geistes vom Körper beschrieben hat, „als produziere man eine Gesellschaft von körperlosen Köpfen und kopflosen Körpern“.⁴⁰ Schließlich finden Prozesse sprachlicher Enteignung überall dort statt (und zeitigen nicht selten über Generationen Nachwirkungen), wo als ‚minderwertig‘ qualifizierte Sprachen mehr oder weniger freiwillig zugunsten dominanter, prestigereicher abgelegt werden. Darüber hinaus bereiten solche Prozesse auch den Boden für zwei miteinander verschwisterte Wahnideen, die die Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte maßgebend geprägt haben: die einer hegemonialen, monolingual und monokulturell gedachten Homogenität und die ethno-nationalistisch inspirierter Gegenbewegungen.

In seiner bereits zitierten Abhandlung *Die Einsprachigkeit des Anderen oder die Prothese des Ursprungs* nimmt Jacques Derrida genau solche Erfahrungen der De-Propriation von Sprache und deren potenziellen politischen Missbrauch als Ausgangspunkt für seine Überlegungen zum Begehren [*désire*] „nach Rekonstitution, nach Restauration, aber in Wirklichkeit [...] nach dem Erfinden einer *ersten Sprache* [*première langue*], die vielmehr eine *vorerste Sprache* [*avant-première langue*] wäre“.⁴¹ Diesem Imaginieren einer Sprache vor der Erstsprache weist er nicht nur retrospektiv Bedeutung zu (als ‚Prothese des Ursprungs‘), sondern zugleich und vor allem prospektiv: als Sehnsucht nach ei-

ner Sprache des Ankommens, die niemandes Besitz ist und aus der niemand ausgeschlossen ist, weil in ihr Spuren aller Sprachen und Idiome enthalten sind, nach einem Übersetzen, das keiner Ausgangssprache bedarf.

Präbabylonische Phantasien können gewissermaßen als eine Form des Regredierens, des Zurückgehens begriffen werden, aber nicht um in Realitätsverweigerung zu verharren, sondern um Ressourcen zu mobilisieren und Eigenmacht zu erlangen, um das ‚Davor‘ mit einem ‚Danach‘ zu verbinden. Das entspricht interessanterweise Erkenntnissen in der aktuellen Traumaforschung beziehungsweise der klinischen Beschäftigung mit Traumatisierten,⁴² was darauf hindeutet, dass sich hier in Zukunft ein Feld für eine transdisziplinäre, praxisorientierte Forschung auftut. Aharon Appelfelds Ausführungen könnten in diesem Licht als Geschichte gelesen werden, die davon erzählt, wie der Held (das erzählte Ich) präbabylonische Phantasien mobilisiert – das sich Zurückversetzen in einen Zustand, in dem das Kind in allen Sprachen aufgehoben war, die es umgaben –, um sich dem schwierigen ‚Kampf‘ zu stellen, „die neue Sprache zu erwerben und als Muttersprache anzunehmen“.⁴³ Im Fall von Aharon Appelfeld verläuft die Aussöhnung über einen Umweg: Erst indem er das Judentum und mit ihm auch die hebräische Sprache als etwas in sich Heterogenes, Nicht-Monolithisches begreifen lernt, einem zersplitterten Gefäß gleich, das es zusammenzufügen gilt (S. 33), vermag er sich beidem zu öffnen. Über Jahrzehnte aber bewahrt er sich, in Form eines von Überlebenden aus Galizien und der Bukowina gegründeten Clubs in Jerusalem, einen Ort, in dem er umgeben von Jiddisch, Polnisch, Russisch, Deutsch und Rumänisch ein Zuhause hat. Mit dem Vokabular Derridas ließe sich Aharon Appelfelds Erzählung auch als Dekonstruktion von Sprachen als ideologischen Kategorien beschreiben, als eine sich über lange Jahre hinziehende Praxis zuerst des Verdichtens, dann des allmählichen Verschiebens der als Loyalitätskonflikt erlebten doppelten ‚Anrufung‘ durch die Sprache der Herkunft und durch die Staatssprache des Einwanderungslandes.

Ausgangspunkt dieses Kapitels war die in der Mehrsprachigkeitsforschung aufgeworfene Frage, in welchen Bezügen subjektives Spra-

40 Ngũgĩ wa Thiong’o: Die Sprache der afrikanischen Literatur. In: Brigitta Busch/Thomas Busch (Anm. 7), S. 181-188, hier S. 187 f.

41 Jacques Derrida (Anm. 25), S. 34.

42 Vgl. Luise Reddemann: Imagination als heilsame Kraft. Zur Behandlung von Traumafolgen mit ressourcenorientierten Verfahren. Stuttgart, Klett-Cotta 2001.

43 Aharon Appelfeld (Anm. 12), S. 36.

cherleben zum Biographischen und zum Politischen steht. Anhand der *Geschichte eines Lebens* von Aharon Appelfeld und einiger weiterer Texte, die wir zu Hilfe gerufen haben, haben wir solche Zusammenhänge am Beispiel eines Erzählmotivs, das wir als präbabilonische Phantasie bezeichnen, herauszuarbeiten versucht. Unter präbabilonischer Phantasie verstehen wir eine an die frühe Kindheit geknüpfte Sehnsucht nach universeller, ‚barrierefreier‘ und sich der sprachlichen Normativität entziehender Kommunikation. Vieles deutet darauf hin, dass solche Vorstellungen nicht nur, aber auch und im Besonderen in Situationen aufgerufen oder mobilisiert werden, in denen ein Subjekt das Verhältnis zu bestimmten Sprachen oder zu seiner Sprachlichkeit insgesamt als problematisch, konfliktträchtig oder bedrohend erlebt. Dies kann unter anderem der Fall sein, wenn eine Person auf Grund ihrer Sprache (oder ihrer Art zu sprechen) einer vorgestellten Gemeinschaft zugeordnet wird, der bestimmte (negative) Eigenschaften zugeschrieben werden, wenn ihr sprachliche Entweder-Oder-Bekenntnisse abverlangt werden, wenn ihr sprachliche Ressourcen oder die Legitimität zu sprechen aberkannt werden oder sie angehalten wird, sich dem Machtanspruch einer gesellschaftlich dominanten Sprache zu beugen – also überall dort, wo Sprachen als außerhalb des Subjekts stehende ideologische Kategorien erlebt werden, die Macht über das Subjekt beanspruchen. Wenn präbabilonische Phantasien an eine frühkindliche Übergangsphase anknüpfen, die vor der ‚Unterwerfung‘ unter die Normativität von Sprache liegt, so könnte dies erklären, warum sie zeitlebens untergründig wirksam bleiben und ‚bei Bedarf‘ als nach vorn gerichtetes Begehren mobilisiert werden können, die Normativität von Sprache und die Kategorisierung durch Sprache zu überwinden oder doch zu unterlaufen.

Wir schließen das Kapitel, indem wir noch einmal einige der bereits zitierten Autorinnen und Autoren zu Wort kommen lassen, die diese nach vorne gerichtete Sehnsucht – nicht nach einer bestimmten Sprache, sondern nach einem transzendierenden Idiom, einem Sprechen oder Schreiben, das im Sinne Michail Bachtins in sich heteroglossisch und polyphon ist – zum Ausdruck bringen.

Ilma Rakusa:

Ich lernte von klein auf vergleichen, sondieren, abtasten. Ich verlernte den Glauben an ein Einziges, Absolutes, Tragfähiges. Doch während sich

mir alles *sub specie relativitatis* zeigte, wuchs in mir heimlich das Bedürfnis, dem Disparaten etwas Eigenes, Selbstgeschaffenes entgegenzusetzen. Und zwar so, daß das Disparate darin aufgehoben wäre. An diesem Projekt laboriere ich bis heute.⁴⁴

Jacques Hassoun:

Er [der Angehörige einer Minderheit] leidet unter der verachteten Sprache. [...] Von daher der Versuch, sich diese Sprache umso mehr zum Kennzeichen zu machen, als sie wie eintätowiert ist in die Haut dessen, der im Exil lebt, untröstlich, nicht Zeitgenosse seiner Vorfahren zu sein. [...] Kurz, der Angehörige einer Minderheit ist oft versucht zu glauben, es sei an ihm, den ‚Hinauswurf‘ oder ‚Verrat der Voreltern‘ wieder gutzumachen – einen Verrat, der ihn oft denken läßt, er sei zur genealogischen Sackgasse geworden. Der Ausweg ließe sich skizzieren als unbewußtes Wiederfinden einer List, die die Sprache subvertiert, die Musik, und bis hin zu einer neuen Kunst führt, einer neuen Schreibweise, einem Stil.⁴⁵

Jacques Derrida:

Weil es die vor-erste [*avant-première*] Zeit der vorursprünglichen Sprache nicht gibt, muß man sie erfinden – und das ist eine andere Schrift. Vor allem aber muß man sie im Inneren der Sprachen, wenn man so sagen kann, schreiben. Man muß sie im Inneren der gegebenen Sprache wachsen lassen. Für mich wird diese Sprache von der Geburt bis zum Tod das Französische gewesen sein. [...] Übersetzung einer Sprache, die es noch nicht gibt, die es nie gegeben haben wird, in eine vorhandene Sprache.⁴⁶

44 Ilma Rakusa (Anm. 17), S. 217 f. Ilma Rakusa spricht in diesem Zusammenhang auch von ihren „Sprach- und Identitätsspielen“, vom Wunsch nach einem „eigenen, multilingual changierenden Idiom“ (S. 216).

45 Jacques Hassoun (Anm. 30), S. 39.

46 Jacques Derrida (Anm. 25), hier S. 37.